

«Wir standen wie Zielscheiben auf einem

Maksym Butkewytsch Der ukrainische Journalist und Menschenrechtsaktivist geriet als Soldat in einen russischen Hinterhalt und verbrachte

Clara Lipkowski

Maksym Butkewytsch trat Anfang 2022 – als Antimilitarist – in die ukrainische Armee ein. Der Kyjiwer Journalist, Menschenrechtsaktivist und gläubige Christ kämpfte zunächst bei der Verteidigung der Hauptstadt, später wurde er im Osten der Ukraine gefangen genommen.

Als er gut zwei Jahre später an der Strafkolonie in einen Bus steigen sollte, ahnte er nicht, dass dies sein Weg in die Freiheit war. In einem Videogespräch schildert der 48-jährige seine Erfahrungen von Verrat und Folter – und wie er auf mögliche Friedensgespräche blickt.

Herr Butkewytsch, die Friedensgespräche für die Ukraine stagnieren, die Welt blickt auf Nahost. Wie erleben Sie das?

Das ist deutlich spürbar. Ich reiste zuletzt viel zu internationalen Konferenzen und Treffen, dort ist es viel schwieriger geworden, über die Ukraine und ihre Verteidigung des Völkerrechts zu sprechen.

Warum ist das so?

Eigentlich ist die Lage klar: Wir verteidigen in der Ukraine nicht nur unser Land, sondern auch die Grundprinzipien des Völkerrechts, die für viel mehr Menschen wichtig sind als nur für das ukrainische Volk. Aber diese Haltung wird schwerer zu vermitteln, wenn die USA als einstige Garanten dieses Rechts ausscheren.

Manche sehen das Völkerrecht schon am Ende. Aber wäre es nicht fatal, es endgültig abzuschreiben?

Das sehe ich auch so. Doch Russland nutzt dieses Ausscheren als eine Rechtfertigung für das eigene Handeln. Auch beim humanitären Völkerrecht. Nehmen wir den Umgang mit Kriegsgefangenen: Russland begehrt darin nicht nur einzelne Verstösse, sondern betreibt eine systematische Praxis gegen geltendes Recht. Russland will das Recht untergraben und mit dem Prinzip «Macht gibt Recht» ersetzen. Dieses Denken schien längst veraltet, ein Denken des 19. Jahrhunderts. Plötzlich erfährt Russland darin Bestärkung von der anderen Seite des Ozeans.

Zuletzt verlangte Russland in den Gesprächen den gesamten Donbas in der Ostukraine. Wie wird es weitergehen?

Die Logik, die einige der Teilnehmer zeigen, lässt keine Vorschläge zu. In amerikanischen Kommentaren heisst es oft, es gehe nur um Gebiete. Doch es geht nicht um Gebiete. Das widerspricht der Natur dieses Krieges.

Warum?

Russland ist nicht an weiteren Gebieten interessiert. Russland braucht keine zusätzlichen Territorien. Es weiss nicht einmal, was es mit seinem eigenen Land anfangen soll, es ist zu gross. Russland will die Ukraine als unabhängigen Staat zerstören, darum geht es.

Sie rechneten Anfang 2022 mit einem grossen Krieg und bereiteten sich darauf vor. Wie kam das?

Es gab ja Warnungen, die nahm ich ernst. Ich begann, Dinge zu packen. Einen Notfallrucksack. Das taten damals viele Menschen in der Ukraine. Ausweispapier, grundlegende Kleidung, ein paar Snacks, eine Powerbank, ein Multitool. Eine Bibel für unterwegs – eine mit Reissverschluss, damit man sie gut transportieren kann. Als der 24. Februar 2022 kam, war das für mich ganz natürlich: Okay, jetzt nehme ich meine Sachen und gehe zum Militäramt.

«Ich ging freiwillig zum Militär, weil mir bewusst wurde, dass ich unter russischer Besatzung absolut nichts mehr tun könnte.»

Sie hatten damals keinerlei praktische Erfahrung im Kampf.

Ich wollte auch nie zum Militär. Aber während meines Studiums in Kyjiw gab es bei uns eine Art militärische Ausbildung. Das ist lange her. Es war in den 1990er-Jahren. Mehr als 25 Jahre vor der grossen Invasion. Aber aus dieser Zeit hatte ich den Rang eines Reserveoffiziers. Auf der Militärstation schickten sie mich zu einem Büro mit Leuten wie mir. Dort sagte man mir, ich solle einige Tage warten. «Packen Sie schon einmal», sagten sie. Ich zeigte auf meinen Rucksack. Sie wiegelten ab: «Nein, heute Abend nicht. In ein paar Tagen rufen wir Sie an.» Nach einer Woche kam der Anruf.

Sie wurden Teil eines neuen Bataillons, das speziell der Verteidigung Kyjiws diene. Wie war der Zustand der Armee?

Es mangelte an allem. Zeit, Waffen, Munition, Benzin. Aber es gab positive Überraschungen. Die ukrainische Militäruniform zum Beispiel ist wirklich gut. Es war eines der bequemsten Kleidungsstücke, das ich je getragen habe.

Zeigte Ihnen jemand, wie man eine Waffe benutzt?

Dafür war keine Zeit. Aber natürlich wäre mehr Ausbildung nicht nur nützlich, sondern notwendig gewesen. Es war eine Schande, denn als Offizier befahl ich 20 Männer. Was ich tun konnte, war, den Wissensaustausch zu fördern. Einige von ihnen hatten Militärerfahrung. Ich muss gestehen, dass ich nicht mal mehr wusste, wie man eine Kalaschnikow zusammenbaut und zerlegt. Aber ich musste es lernen, und ich schämte mich nicht dafür. Ich zögerte nicht, von anderen zu lernen.

Die Armee wuchs damals schlagartig.

Und das Gute war: Alles war sehr flexibel. Heute ist die Armee für extreme Überregulierung berüchtigt.

Was wurde Ihre Aufgabe?

Unsere Einheit sollte gepanzerte Fahrzeuge, Schützenpanzer und Panzer der Russen aufhalten. Wir waren eine Infanterie mit eigenen Fahrzeugen. Unsere waren aber nicht gepanzert, nichts dergleichen. Wir erhielten einen Befehl, dass es an einer Stelle bei der Verteidigung von Kyjiw eine Lücke gab, fuhren dorthin, um russische gepanzerte Mannschaftstransporter und Panzer aufzuhalten.

Wie ging es weiter?

Wir blieben noch eine Zeit lang in Kyjiw. Mitte Juni erhielten wir dann den Befehl, nach Osten zu ziehen, in die Region Luhansk.

Sie bezeichnen sich als Antimilitaristen. Trotzdem gingen Sie freiwillig zum Militär. Warum?

Weil mir mit dem 24. Februar 2022 klar wurde, dass alles, wofür ich mich im Leben eingesetzt hatte – Menschenrechte, Antidiskriminierung, Vermeidung der Folter von Gefangenen –, all unsere Errungenschaften der letzten Jahre, zunichtegemacht würde, wenn die Russen kämen. Menschenrechte würden nicht mehr gelten. Mir wurde bewusst, dass ich unter russischer Besatzung absolut nichts mehr tun oder bewirken könnte.

In Luhansk gerieten Sie in einen Hinterhalt. Wie kam es dazu?

Wir waren zu neunt zu einem Beobachtungsposten verlegt worden, eine ländliche Gegend. Unser Hauptposten war weit weg. Weil die Russen den Funk störten, konnten wir den Kontakt nicht halten. Unser Befehl war, feindliche Bewegungen zu beobachten und darüber zu berichten. Schiessen durften wir nicht. Dann bewegten sich die feindlichen Truppen, wir hörten sie und sahen sie, es waren Dutzende, vielleicht Hunderte von Soldaten. Und wir waren nur diese kleine Gruppe, ohne Funkkontakt, ausgestattet mit Gewehren. In diesem Moment tauchte ein ukrainischer Kämpfer aus einem benachbarten Bataillon in unserem Funkradius auf. Er gab durch, dass die Russen das gesamte Gebiet umzingelt hätten.

Und Sie glaubten ihm, schliesslich war er Ihr Landsmann?

Ja. Er sagte, die Russen hätten es noch nicht geschafft, den Kessel zu schliessen. Wenn wir seinen Anweisungen folgten, würden wir es herausschaffen. Zu diesem Zeitpunkt waren wir dehydriert, es war Mitte Juni 2022. In der Region Luhansk ist der Sommer am heissesten – ich hörte mal: in ganz Europa. Jedenfalls, uns war das Wasser ausgegangen. Wir hatten keine Wahl, wir folgten seinen Angaben. Als wir am Treffpunkt ankamen, eröffnete er uns, dass er in russischer Gefangenschaft sei. Die Russen hät-



«Ich wollte nie zum Militär»: Maksym Butkewytsch meldete sich in den ersten Tagen der Vollinvasion bei der Armee.

ten ihn in der vergangenen Nacht gefangen genommen. Er sagte, dass die Waffen auf uns gerichtet seien und dass wir ausgeschaltet würden, wenn wir uns nicht hinlegten. Tatsächlich standen wir in diesem Moment wie Zielscheiben auf einem Schiessplatz auf offenem Feld.

Was taten Sie?

Es war klar, wenn wir nicht gehorchen, ist unser Tod eine Frage von Minuten, wenn nicht Sekunden. Ich war immer noch für meine acht Leute verantwortlich. Mir war bewusst, dass jede unserer Bewegungen – selbst die un-

geschickteste – den Tod bedeuten könnte, und so forderte ich sie auf, die Waffen niederzulegen. Ehrlich gesagt, gingen mir in diesem Moment sehr viele Gedanken durch den Kopf.

Welche Gedanken waren das?

Nun, mich umzubringen. Oder Widerstand zu leisten. Zu schiessen, zumindest in die Richtung, in der sich die Russen vermutlich befanden. Und dann war da Bitterkeit. Bitterkeit darüber, dass wir einfach in unsere Gefangenschaft hineingelaufen waren. Aber ich verstand auch, dass dies das Ende des Einsatzes und

der Beginn von etwas Neuem ist, von dem wir keine Ahnung haben, wie es aussieht und wie es sich anfühlt. Wir wussten nicht, was uns in einer Gefangenschaft erwarten würde. Wir hatten vorher nie darüber gesprochen.

Was taten die Russen?

Sie schienen froh darum, einem Feuergefecht entkommen zu sein. Sie gaben uns Wasser. Sie haben uns nicht sofort schlecht behandelt. Die härteren Zeiten kamen, als wir auf unserem Weg nach Luhansk tiefer in die von Russland besetzten Gebiete gebracht wurden.

Schiessplatz»

mehr als zwei Jahre in Gefangenschaft. Seit der Freilassung erlebe er ein offeneres Land.



Foto: Anastasia Vlasova («Guardian», Eyevine)

Fällt es Ihnen schwer, darüber zu sprechen?

Es ist okay. Ich weiss es nicht genau. Jedes Mal, wenn ich darüber spreche, kommen Erinnerungen hoch. Wahrscheinlich hat das eine gewisse retraumatisierende Wirkung, aber es hat auch eine therapeutische Wirkung, weil man es in Worte fasst und es dadurch normal wird. Ich glaube, es hilft in gewisser Weise.

Was erlebten Sie dann?

Die wohl schwierigsten Momente waren, als wir an dem Ort ankamen, an dem wir die Nacht verbrachten. Wir wussten nicht, wo

wir uns befanden. Wir waren in Lastwagen unterwegs gewesen und mussten beim Aussteigen den Kopf gesenkt halten. Es gab diesen Ort, ein Haus, in das ein Kommandant kam. Die anderen waren auch nicht nett, aber er versuchte absichtlich, die Kriegsgefangenen zu provozieren. Er versuchte, sie zu demütigen. Er versuchte, ihnen wehzutun. Dort wurde ich zum ersten Mal geschlagen. Es war klar, dass er uns eine Lektion erteilen wollte.

Wie lief das?

Wir mussten vor ihm knien, die Hände hinter dem Rücken gefesselt. Er fragte, wer verheiratet sei und wo ihre Frauen seien. Dann fing er an, seine Fantasien darüber zu schildern, was die Männer mit ihren Frauen tun, in den übelsten Ausdrücken. Er wollte offensichtlich emotionale Reaktionen provozieren, aber die Männer blieben ruhig. Am nächsten Tag betrat er wieder den Raum.

Dann begann die körperliche Gewalt?

Bis dahin waren wir nur ein paar Mal getreten und geschlagen worden. Er holte sein Handy heraus und begann, einen Text vorzutragen. Es verlas die offizielle russische Version der ukrainischen Geschichte. Dass die Ukraine von Russland aufgebaut worden sei und so weiter. So wie es Wladimir Putin vorträgt. Der Kommandant zeigte auf uns. Eine jeweilige Person musste den Text Wort für Wort wiederholen. Geriet jemand ins Stocken oder versprach sich, bekam ich mehrere Schläge mit einem Holzstock auf die Schulter. Er schlug mich, weil ich der Kommandant war. Später wurde klar, dass er anfang, Gefallen daran zu finden.

Wie zeigte sich das?

Er sprach keinen Text mehr vor. Er schlug mich einfach nur und murmelte unverständliche Worte. Er trug eine Sturmhaube. Aber seine Augen wurden feucht. Ihm gefiel, einen vor ihm knienden Kriegsgefangenen zu schlagen. Er tat es sehr gezielt, als hätte er damit Erfahrung. Er schlug immer auf dieselbe Stelle. Als ich ihm sagte, dass er mir die Schulter brechen würde, antwortete er: «Nein. Ich weiss, was ich tue.»

Konnten Sie bei Ihren Kameraden bleiben oder verloren Sie sie aus den Augen?

Etwas drei Wochen lang blieb ich in derselben Zelle im Gefängnis von Luhansk. Danach wurden wir getrennt, ich kam in einen Trakt für ukrainische Kriegsgefangene. Ein Pseudogericht in Luhansk verurteilte mich wegen erfundener Kriegsverbrechen zu 13 Jahren Haft. Danach kam ich in einen Trakt für Straftäter. Für sie dort war ich ein Wunderling, ein verurteilter ukrainischer Kriegsgefangener, sie schauten, als sei ich ein unbekanntes Tier. Aber dort war es leichter, die Verpflegung besser, es gab nicht diese Atmosphäre der Angst und Gewalt und ständige Drohungen, gefoltert oder getötet zu werden.

Wie lange blieben Sie dort?

Ich wurde dort mehrere Mona-

Der Ort der Gefangennahme von Maksym Butkevych ist heute russisch kontrolliert

- aktuell russisch kontrolliert
- seit 2014 unter (pro)russischer Kontrolle
- ✶ schwere Kämpfe
- zurückeroberte Gebiete der Ukrainer



Stand: 13. März 2026

Grafik: wig / Quelle: Institute for the Study of War / Quelle: OSM

te festgehalten. Dann wurde ich wieder mit Kriegsgefangenen zusammengebracht und später kamen wir in die Strafkolonie – nicht mehr in Luhansk-Stadt, sondern in der Region Luhansk. Dort blieb ich für den Rest meiner Haft. Insgesamt hielt man mich zwei Jahre und vier Monate fest.

Sie sind praktizierender Christ. Beteten Sie in Haft?

Mein Glaube hat mir Halt gegeben. Aber nicht weil ich geglaubt hätte, dass ich von Gott beschützt werde oder so etwas. Für mich geht es um Botschaften von Mitgefühl und Liebe, ganz gleich, wie die Umstände sind. Ich habe versucht, während meiner Gefangenschaft über meine Grundwerte nachzudenken. Ich formulierte Vorstellungen von Gewalt, Angst und Tod, von Hoffnung, Solidarität und Liebe. Das half mir, das alles mit Würde durchzustehen. Aber ich habe zugleich verstanden, dass mein Leben jeden Moment enden könnte und dass der Rest meines Lebens ebenfalls schmerzvoll sein könnte.

Wie kam es zum Gefangenenaustausch?

Es hiess, wir werden wieder verlegt. Deshalb gaben meine Mitgefangenen mir und meinen Kameraden ein paar Sachen. Etwas Kleidung und Tee und so weiter. Wir nahmen an, dass wir nach Russland gebracht würden. Wir fuhren im Bus los. Es zog sich, wir waren eineinhalb Tage unterwegs.

Erfuhren Sie unterwegs das Ziel?

Nein, und erst als wir anhielten, erkannte ich, dass da ein ukrainischer Bus stand. Ich sah die ukrainischen Nationalfarben, ukrainische Uniformen. Ich hatte in den vergangenen 28 Monaten immer wieder davon geträumt, sie zu sehen.

Wie erlebten Sie die ersten Stunden in Freiheit?

Mir dämmerte nach und nach, dass wir tatsächlich frei sind. Dieses Verständnis kam in Wellen über mich. Aber es war in jeder Hinsicht wie eine Heimkehr. Es war einer der glücklichsten Momente meines Lebens.

Wie hatte sich die ukrainische Gesellschaft verändert, in die Sie zurückkehrten?

Der Krieg war zur neuen Normalität geworden, normal nach neuen Massstäben. Man hatte gelernt, mit Stromausfällen und Ausgangssperren und Luftangriffswarnungen und Nachrichten über Menschen, die man kennt, die an der Front getötet wurden, zu leben. Ich sehe seither viel Müdigkeit bei den Menschen, aber auch Entschlossenheit.

Was meinen Sie?

Es ist für uns einfach nicht hinnehmbar, dass all unsere Verluste umsonst gewesen sein sollen. Es entwickelte sich auch eine neue Art, das Leben zu feiern. Und ein neuer schwarzer Humor.

Wo ist Ihre Rolle seit Ihrer Rückkehr?

Vereinfacht gesagt bin ich Veteran. Ich bin nicht vollständig von der Einberufung befreit, aber ich habe eine sogenannte Aufschiebung. Ich frage mich, ob jemals zuvor so deutlich zu sehen war, wie vielfältig die ukrainische Gesellschaft ist und wie sie in ihrer Vielfalt geeint ist, um das zu verteidigen, was uns allen wichtig ist. Ich will wirklich gerne mit meiner Arbeit dazu beitragen, das zu bewahren und weiterzuentwickeln.

Maksym Butkevych tritt am Freitag, 20. März, um 18 Uhr im Kollegienhaus der Universität Basel (Petersplatz 1, Hörsaal 001) an einem öffentlichen Podiumsgespräch auf.

Europa ist hilflos zwischen zwei Kriegen gefangen

Vor EU-Gipfel Die Konflikte in der Ukraine und im Iran lähmen Europa. Das hilft Russland.

Das Gipfeltreffen der europäischen Staats- und Regierungschefs von morgen in Brüssel soll ein Signal senden: Europa steht geschlossen da. Tatsächlich wird vom Treffen eine andere Botschaft ausgehen: Europa ist hilflos.

Im Osten führt Russland seinen Krieg gegen die Ukraine erbittlich weiter. Im Süden haben die USA und Israel einen Krieg gegen den Iran begonnen, dessen Ziel in Europa niemand wirklich versteht. Beide Konflikte treffen die EU politisch und wirtschaftlich hart. Doch in beiden Fällen hat Europa kaum einen Einfluss.

Noch beunruhigender ist, dass sich zwischen den beiden Kriegen einige aus europäischer Sicht sehr unwillkommene Wechselwirkungen entwickeln. Eine davon hat unmittelbare militärische Folgen: In den vergangenen Jahren war die Ukraine der Hauptabnehmer für westliche Flugabwehrtechnik, vor allem für die Patriot-Abfanggeschosse, mit denen russische Raketen abgewehrt werden können. Nun brauchen die US-Streitkräfte die Geschosse, um ihre eigenen Stützpunkte in Nahost gegen iranische Raketen zu verteidigen.

Putin profitiert vom Ölpreis

Für die Ukraine wird es schwieriger, auf jeden Fall aber teurer werden, die Patriot-Abfangraketen in ausreichender Menge einzukaufen. Nicht nur finanziell: Einen Teil des Preises werden ukrainische Zivilistinnen und Zivilisten bezahlen, deren Wohnhäuser bei russischen Luftangriffen nicht mehr geschützt werden können.

Zugleich füllt sich die Kriegskasse des russischen Machthabers Wladimir Putin jetzt schneller als noch vor ein paar Wochen, was ihn militärisch und politisch stärkt. Weil der Irankrieg den weltweiten Ölhandel erheblich stört, steigt der Ölpreis. Russland, das immer noch grosse Mengen Erdöl exportiert, nimmt daher mehr Geld ein, bis zu 150 Millionen Dollar zusätzlich pro Tag, wie eine Recherche der «Financial Times» ergeben hat.

Zu allem Überfluss hat US-Präsident Donald Trump die Sanktionen gegen russische Ölexporte gelockert. Er will, indem er die Angebotsmenge erhöht, den Preisanstieg auf dem Ölmarkt bremsen, den er selbst durch den Angriff auf den Iran verursacht hat.

Die Europäer, die sich seit Jahren mit Sanktionspaketen bemühen, den russischen Ölhandel, so weit es geht, abzuschnüren, hat

Trump mit seiner Entscheidung tief verärgert. Sie wollen auf keinen Fall, dass der Druck auf Putin abnimmt.

Und schliesslich deutet sich eine politische Verbindung zwischen den Kriegen in der Ukraine und im Iran an, die für Europa zu einem ernststen Problem werden könnte: Da das Regime in Teheran die für den Öl- und Gastransport sehr wichtige Meerenge von Hormuz blockiert hat, weil es dort auf Tankschiffe schießen lässt, fordert Trump von den Europäern militärischen Beistand. Diese sollten Kriegsschiffe schicken, um die Durchfahrt abzusichern. Die EU-Länder haben das zurückgewiesen, der Irankrieg sei «nicht Europas Krieg», liess die Aussenbeauftragte der EU, Kaja Kallas, den amerikanischen Präsidenten am Montag kühl wissen.

Aber der Krieg in der Ukraine ist sehr wohl Europas Krieg, zudem sind die USA als mächtigstes Mitgliedsland der Nato immer noch der wichtigste Sicherheitsgarant auf dem Kontinent. Und Trump zieht direkte Linien zwischen diesen Themen. Amerika habe Europa in der Ukraine geholfen, klagt er. Jetzt helfe Europa ihm nicht in der Strasse von Hormuz. Es könnte «sehr schlecht für die Zukunft der Nato» sein, wenn die Europäer ihm ihre Hilfe verweigern sollten, warnt Trump.

Kein Ukraine-Geld von Orban

Die Stimmung beim morgigen EU-Gipfel dürfte dadurch getrübt werden, dass Europa es nicht nur mit zwei äusseren Widersachern zu tun hat, Putin und Trump, sondern auch mit einem inneren: Ungarns Regierungschef Viktor Orban blockiert das 20. Sanktionspaket der EU gegen Russland, das auch Moskaus Ölhandel treffen soll, sowie einen 90-Milliarden-Euro-Hilfskredit für die Ukraine.

Orban begründet seinen Widerstand damit, dass die Ukraine eine beschädigte Pipeline nicht repariere, die russisches Erdöl nach Ungarn bringt. Die Ukraine bestreitet das. Wer in dem Streit recht hat, ist unklar. Die Hauptschuld an der verfahrenen Lage liege bei Orban, heisst es in Brüssel. Der habe den Hilfskredit gebilligt, um ihn dann trotzdem zu blockieren.

Orban ist übrigens der einzige europäische Regierungschef, der sowohl zu Trump als auch zu Putin gute Beziehungen pflegt. Unabhängig von deren Kriegen: Europas Hilflosigkeit ist zu einem Gutteil auch hausgemacht.

Hubert Wetzel, Brüssel



«Der Irankrieg ist nicht Europas Krieg», liess EU-Aussenbeauftragte Kaja Kallas den amerikanischen Präsidenten wissen. Foto: AFP